

Ludwig Hasler

Die Macht des Schönen

Eine schöne Frau bringt uns um den Verstand, die Schönheit einer Verdi-Arie verschlägt uns den Atem, sogar ein schönes Auto raubt manchen den Schlaf. Was steckt in der Schönheit, dass sie uns derart in ihrer Macht hat?

Vortrag im Showroom bei Christian Fischbacher Co. AG
St.Gallen-Winkeln, 13. November 2002

Die Macht des Schönen

Meine Damen und Herren

Lassen Sie mich mit einer antiken Anekdote beginnen. Sie erzählt von der griechischen Hetäre Phryne, der berühmtesten Hure ihrer Zeit. Sie erhielt gar ein Standbild im Tempel zu Delphi, zuvor aber noch einen Prozess: Sie hatte wieder einmal einem prominenten Liebhaber den Laufpass gegeben und eine saftige Rechnung geschickt. Das hielt der arme Mann nicht aus und klagte Phryne der Gottlosigkeit an. Vor Gericht übernahm der Redner Hypereides, seinerseits ein Liebhaber Phrynes, die Verteidigung. Auf dem Höhepunkt seines Plädoyers zog er Phryne theatralisch das Gewand vom Leib, präsentierte sie in ihrer vollkommenen Nacktheit und argumentierte: «Seht her, diese Schönheit ist die Kunderin des göttlichen Willens und die Priesterin der Aphrodite. Eine Frau, die so schön ist, kann unmöglich schuldig sein». Die Richter fanden das plausibel und sprachen die Frau frei.

Eine hübsche Geschichte. Ihre Moral aber lautet: Schön und schlecht, das verträgt sich nicht. Positiv gewendet: In der schönen Hülle wohnt das Gute und Wahre. Und umgekehrt: Die hässliche Erscheinung ist die Fratze des Bösen. Kann man darüber ernstlich reden? Phryne, eine wunderschöne Frau, ergo die Verkörperung aller Tugenden! Nein, bitte nicht. Seit wann suchen sich die «inneren Werte» nur perfekte Bodies aus? Sehen Sie mich an. Oder falls Ihnen das zu wenig drastisch ist: Steven Hawkins, das Genie im Rollstuhl!

Andererseits: Irgendwie stimmt es natürlich schon, dass das Innere sich im Äusseren ausdrückt. Nicht unbedingt in schlanken Beinen. Aber in lebhaften oder abgelöschten Augen, in der frechen oder geduckten Haltung, im animalischen oder stolpernden Gang... Und könnte es nicht sein, dass so genannt schöne Menschen es sich einfach besser leisten können, gut und wahrhaftig zu sein? Sie brauchen keine miesen Tricks. Ihre Schönheit öffnet ihnen die Türen, gewinnt Anerkennung, Zuneigung. «Schönheit», sagte Arthur Schopenhauer, ist ein offener Empfehlungsbrief, der die Her-

zen im voraus für uns gewinnt. So dass für schöne Menschen das Böse gar keinen Sinn ergibt?

Wie auch immer – die Anekdote mit Phryne trifft den Kern des abendländischen Schönheitsverständnisses. Von Plato bis Giorgio Armani gilt, jedenfalls grosso modo: Schön ist nicht schon die gefällige Fassade, körperliche Perfektheit. Schön ist erst die Erscheinung, in der etwas Inneres, Gehaltvolles aufblitzt. Die Einheit von innen und aussen. Das Sichtbarwerden einer Idee. Die sinnliche Erscheinung der Seele (beim Menschen). Die Übereinstimmung des Sinnlichen und Geistigen (in der Kunst). Die Verwandlung des Gedankens in ergreifende Töne (in der Musik). Generell: das beglückende Einverständnis von Inhalt und Form.

Denken Sie nur kurz an die Miss-Wahlen. Sogar die Veranstalter der Schönheitskonkurrenzen fühlen sich dem antiken Schönheitsideal verpflichtet: Die junge Schöne, die Miss Ostschweiz werden will oder Miss Schweiz oder Miss World, muss sich auch in Allgemeinbildung examinieren lassen. Eine Farce, ich weiss. Doch die Veranstalter tun immerhin so als ob. Also wissen sie: Aussen fix und innen hohl, das funktioniert nicht, das überzeugt nicht einmal die Werbeprofis. Mag die Figur noch so modelkonform, der Busen fest, die Haut pfirsichzart sein: Schönheit lebt von ein bisschen Esprit, ein bisschen Charme, ein bisschen Verführung. Was alles von innen heraus kommt. Weshalb William Shakespeare wieder ins andere Extrem fiel und behauptete: Wir sehen die Schönheit mit dem Herzen, nicht mit den Augen. Stimmt schon – nur: Auch das Herz sieht allemal zuerst mit den Augen.

So viel als Vorgeschmack: Phryne und das Schöne – das ist irgendwie der Himmel auf Erden, die Weltlichkeit eines Überirdischen. Ich spiele das jetzt seriöser durch – in drei Sätzen:

Satz I Gott, ist die Frau schön! Zur Ästhetik des Menschen.

Satz II Himmel, klingt die Musik schön! Zur Ästhetik der Kunst.

Satz III Mensch, wie schön das Auto ist! Zur Ästhetik des Brauchbaren.

Gott, ist die Frau schön! Zur Ästhetik des Menschen.

Die Macht der Schönheit: das ist keine blosse Floskel und keine Erfindung schwärmerischer Poeten. Im Gegenteil, es ist eine harte, darum gern verleugnete Alltagswirklichkeit: Wer «gut aussieht», wer uns auf den ersten Blick «attraktiv», «anziehend» erscheint – mit einem Wort: Der «schöne» Mensch ist den andern immer einen Schritt voraus. Ein Skandal. Es widerspricht unserem egalitär-demokratischen Selbstverständnis. Dass manche Menschen von vornherein attraktiver wirken als andere und alle Mode und Kosmetik diesen Unterschied allenfalls dämpfen, aber nicht aufheben kann, das ist theoretisch ein Ärgernis. Wenn manche es besser haben, dann soll es wenigstens verdient sein. Schönheit aber ist ein ganz und gar unverdientes Privileg, mal vererbt, mal Naturgeschenk.

Hat man sich damit abgefunden, stellen sich zwei Fragen: 1. Wieviel hängt tatsächlich von der äusseren Erscheinung ab? 2. Was genau finden wir an anderen «schön»?

Zur ersten Frage: Wieviel hängt von der äusseren Erscheinung ab? Seit den sechziger Jahren gibt es dazu eine Flut sozialpsychologischer Studien. Einige Beispiele: Studenten und Studentinnen werden mit einem für sie ausgewählten Partner zum Tanzabend geschickt und danach gefragt, ob sie einen weiteren Abend wünschten. Ergebnis: Je schöner der Tanzpartner, ob Mann oder Frau, desto intensiver der Wunsch nach Wiedersehen; Charme, Ansehen, Intelligenz zählten nicht. Test am Telefon: Zu Telefonkontakten werden Fotos beigelegt, die angeblich die Person am anderen Ende der Leitung zeigen. Ergebnis: Je schöner das Bild, desto bessere Eigenschaften werden der Person zugesprochen. Der sogenannte Nimbuseffekt: Schöne Menschen umgibt ein Nimbus fast aller erdenkbaren guten Eigenschaften: Warmherzigkeit, Stärke, Ausgeglichenheit, Leidenschaftlichkeit, Vertrauenswürdigkeit, Erfolg, Glück... alles, nur nicht überragende Intelligenz. Immerhin. Trotzdem, es ist, als hätte Plato doch recht: Was schön ist, ist auch gut.

Entsprechend werden Gutaussehende besser behandelt. Im Durch-

schnitt verdienen sie besser. Bei Einstellungen werden sie bevorzugt (obwohl die Personalchefs sagen, sie schlössen von Schönheit auf mindere Intelligenz). In Notfällen wird ihnen schneller geholfen. In (simulierten) Geschworenenprozessen erregen sie weniger Verdacht, werden milder bestraft. Schönheit funktioniert wie eine Spirale: Wer die Vorzugsbehandlung erfährt, kommt den Tugenden des Schönheitsnimbus tatsächlich näher.

Schon Säuglinge ziehen instinktiv schöne Menschen hässlichen vor. Zeigt man Dreimonatigen verschiedene Fotos, beschäftigen sie sich nur mit den schönen. Obwohl Säuglinge in diesem Alter gerade erst lernen, Gesichter überhaupt zu erkennen. Der «Schönheitsterror» der werbetreibenden Industrie hat noch nicht gross auf sie eingewirkt. Haben schöne Gesichter also etwas, das schon auf Säuglinge anziehend wirkt? Was?

Damit bin ich bei der zweiten Frage: Was genau finden Menschen an Menschen «schön»? Was macht die Körperschönheit aus?

Geschmacksache, sagen dann die meisten, also subjektiv. Jedenfalls kulturell bestimmt. Oder – mit Naomi Wolf, der amerikanischen Feministin zu sprechen – die Diktatur der Schönheitsindustrie, genauer: die Rache der Männer an der emanzipierten Frau. Schönheit – ein «Mythos», keine unveränderliche Grösse, weder eine ästhetische noch eine biologische Konstante.

Richtig daran ist: Der menschliche Schönheitssinn kann sich für gar vieles begeistern (helle/dunkle Haut, schwere/knospige Brüste, dicke/schlanke Nacken). Zwischen den Zeiten und Kulturen gehen die Ansichten darüber, was schön ist, weit auseinander. Dennoch: Was ein schönes Gesicht und ein schöner Körper ist, darüber sind sich die Menschen in unterschiedlichen Kulturen verblüffend einig. Das zeigt die Forschung eindeutig, und sie hat dafür auch ein paar Theorien. Am plausibelsten ist die Theorie der evolutionären Psychologie, einer Verhaltensforschung, die aus der menschlichen Stammesgeschichte heraus argumentiert.

Diese Theorie geht ungefähr so: Körperschönheit ist im Wortsinn Sexappeal. Was unsere Sinne spontan «schön» finden, ist ein positives Urteil über den «Partnerwert» eines Menschen. Wir sind so programmiert. Wir suchen andere Menschen unwillkürlich nach bestimmten Merkmalen ab und kommen zum Schluss: mit der oder dem wäre die Chance gross, gesunde, erfolgreiche Kinder in die Welt zu setzen. David M. Buss hat 37 Kulturen untersucht, archaische wie moderne, und folgende Konstanten ge-

funden: Überall finden Männer die junge Frau attraktiver (also im reproduktivsten Alter), Frauen dagegen finden Männer schön, deren Körper nach Ehrgeiz, Fleiss, Tatkraft aussieht (z.B. gefällt ihnen ein kleiner Hintern). Hinter dem Schönheitsideal versteckt sich also das Kalkül des Überlebensinteresses: Nachwuchstüchtigkeit bei der Frau, Status beim Mann.

Das variabelste Schönheitsmerkmal ist die Körperfülle. Gesellschaften mit notorischem Nahrungsmangel fanden rubenshafte Fülle schön; Körperfett war ein Signal, dass der Mann/die Frau immer etwas zu essen hat. Erst mit der gesicherten Nahrung, also seit dem 19. Jahrhundert, wird Schlankheit zum Ideal: Zunächst konnten es sich nur Leute von Rang leisten, dünn zu sein – und machten Magerkeit zum Statusausweis. Im übrigen war nie das Quantum Fett entscheidend für die Schönheit, sondern die Fettverteilung: nämlich das Verhältnis von Taillen- und Hüftumfang. Frauen mit einem Verhältnis von 0,7 zu 1 galten in allen Kulturen als schön. Ein Zeichen für ausreichende Energiereserve plus sichere Reproduktionsfähigkeit ...

Schönheit – ein frommer Selbstbetrug? Ein idealistisches Kulissen-theater, hinter dem sich unser uraltes biologisches Programm austobt – mit dem einzigen Ziel, die Gattung fit zu halten? Eine List der Ökonomie des Begehrens?

Aber das Gesicht! werden Sie nun sagen. So ein rührendes Gesicht, Augen wie aus dem Paradies, ein Mund wie aus dem Palast der verbotenen Lüste! Ist das etwa auch nur eine Frage evolutionärer Fettverteilung? Eher nicht – selbst wenn die Wissenschaft auch hier die Formel anbietet: «Schöne Gesichter sind Durchschnittsgesichter». Man hat fotografisch ganz unterschiedliche Gesichter übereinander gelegt – und siehe da: Testpersonen finden das gemixte Gesicht stets schöner als jedes Einzelgesicht. Ausgeglichen, halt, harmonischer, klar. Und diese Vorliebe fürs Eingemittete erklären die Forscher wiederum mit der Evolution: Wir wären längst ausgestorben, hätten wir ein Faible für ausgefallene, extreme Züge entwickelt.

Nicht uninteressant: Verläuft das Schöne auf dem schmalen Grat zwischen Mangel und Übermass? Schönheit als Symmetrie? Als harmonische Beziehung der Teile zum Ganzen? Hinter diesem Harmonie-Ideal aber die darwinistische Überlebenstaktik?

Dennoch reicht es mir jetzt. Diese Wissenschaft ist zu banausisch. Ich will wissen, warum ich gerade dieses Gesicht schön finde. Und die For-

scher kommen mir mit Darwin. Ein Gesicht drückt doch nicht die Stammesgeschichte aus, sondern sich. Was aber macht es schön? Sind es einzelne Attribute? Ein breiter oder schmaler Mund? Eine niedliche oder markante Nase? Seit alters suchen die Menschen solche Merkmale. König Salomon zum Beispiel: «Schön bist du! Deine Augen sind wie Taubenaugen ... Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen ... Deine Zähne sind wie eine Herde Schafe ... Deine Lippen sind wie eine scharlachfarbene Schnur ... Deine Wangen sind wie der Ritz am Granatapfel ...» Das Liebesgedicht rührt uns bis heute. Dennoch, so geht es nicht, über die Aufzählung einzelner Züge kommt man dem Geheimnis der Schönheit eines Gesichts niemals auf die Spur. Wird es also ewig ein Geheimnis bleiben?

Hoffentlich. Ich rede hier vom «schönen», nicht vom «hübschen» Gesicht. Das bloss hübsche Gesicht hat kein Geheimnis: Stupsnase, Schmolzmund, Zarthaut, Symmetrie ... Nicht übel, doch sonst? Was gibt es darin zu sehen? Das Wort «schön» kommt vom indogermanischen «skauni», das bedeutet «schauenswert». Das Hübsche ist nicht wirklich schauenswert, nichts dahinter, zu glatt, zu nett, zu belanglos. Schmuck – und banal. Gefällig – und beliebig.

Schauenswert ist ein Gesicht, das das Äusserliche verinnerlicht, geliebt, durchlebt, durchkämpft. Barbra Streisand zum Beispiel, die amerikanische Sängerin und Schauspielerin. Kein Mensch wird sie hübsch nennen. Ich aber sehe ihr Gesicht – und schlagartig überfällt mich die Ahnung, was ein Mensch sein kann, wie eine Frau leben, brennen, glänzen kann. Eine beglückende Ahnung. Die reine Freude, dass es so was Unirdisches gibt auf dieser mediokren Erde. Eine Vergnügtheit, frei vom Paarungslechzen.

Gott, ist die Frau schön! Das lasse ich mir durch keine Evolutionspsychologin ausreden: Ich finde Barbra Streisand schön, nicht reproduktionstüchtig. Ich will gar keine Kinder von ihr. Ich will überhaupt nichts von ihr. Ich habe ja schon alles, wenn ich sie nur sehe. Was habe ich dann? Da ist es wieder, das sind wir beim Geheimnis der Schönen. Ich kann nur vermuten: Es ist das Aufblitzen der Grazie inmitten der müden Alltagsgestalten, etwas Glänzendes, von innen her Leuchtendes, Bewegtes, etwas absolut Präsentes. Die Streisand vibriert in jeder Hautfaser – und ist doch vollkommen ruhig. Man könnte vergessen, dass sie mal ganz unten angefangen und mit unzähmbarem Eigensinn sich zur Ikone emporgebildet hat. Ein leibhaftiges Wunder! Das Wunder passiert mit der Vermählung von

Ideal und Existenz. Normalerweise schwebt das Ideal hoch über unseren Köpfen, auf dem Boden existieren wir als bedauernswerter Abklatsch. Die Schöne aber holt das Ideal auf die Erde, sie ist das Ideal, ist es leibhaftig. Sie harmonisiert die widerstrebenden Mächte im Menschen. Geist und Sinnlichkeit, Arbeit und Eros, Hirn und Humor, Heiterkeit und Melancholie beflügeln sich wechselweise zur Symphonie. Es ist die Überwindung der Erdschwere – die Erotisierung des Irdischen. Siehe da: Ein Mensch! Ein Mensch in Hochform! Ich aber weiss wieder: Es lohnt sich, Mensch zu sein.

Wie sprach der antike Verteidiger Hypereides von Phryne? «Sie ist die Kunderin des göttlichen Willens». Göttlich, weil in sich ruhend. Vollkommen in der Einheit ihrer Bewegung, ihrer Stimme, ihrer Augen. Unergründlich in ihrem Willen zur Einmaligkeit. Masslos in der Kraft, alles um sie herum mit ihrer Besonderheit zu durchdringen.

Ist solch eine schöne Frau am Ende Kunst? Ihr eigenes Kunstwerk? Mal sehen, ich komme zu:

Satz II

Himmel, tönt die Musik schön! Zur Ästhetik der Kunst.

Was ist Kunst? Beethoven, die Neunte – sicher. Picasso, Guernica – gewiss. Dürrenmatt, Besuch der alten Dame – fraglos. Aber ist das alles auch schön? Picassos erschreckendes Kriegsbild? Dürrenmatts makabres Drama? Von neuerer Kunst zu schweigen: Christoph Marthalers Schubert-Inszenierung «Die schöne Müllerin»? Roman Signers Sprengkünste? Luigi Nonos komplexe Tonmathematik? Alles anerkannt als hohe Kunst. Aber «schön»? Und umgekehrt: Rolf Knie, die Tigerbildchen – für Fachleute reiner Kitsch, für viele zum Knutschen schön. Ein weites Feld.

Also irgendwo anfangen: Giacomo Puccini, La Bohème. Ich sitze auf meinem teuren Platz im Opernhaus – auf der Bühne friert Mimi, die tod- kranke, wunderbare Geliebte und stirbt vor sich hin. Es ist himmeltraurig –

und erhebend schön. Ein Unmensch, wer da nicht ergriffen wird. Endlich einmal bin ich meiner nicht mächtig, werde übermächtig vom musikgewordenen Schicksal – und kann nicht verstehen, wie die Männer in der Oper, diese Feiglinge, Mimi allein lassen können. Noch weniger verstehe ich, wie ich selber je zu einer Frau gemein sein konnte. Nie mehr! In diesem Augenblick weiss ich: Fortan werde ich immerzu ein herzenguter Mann sein, wenigstens zu Frauen. Da bin ich absolut sicher...

Ist eine Zeitlang her. Fragen Sie bitte nicht, was daraus geworden sei. Als Beispiel taugt es dennoch: Was stellt die Kunst, die Musik, der Gesang mit mir an? Sie entwaffnet mich. Sie löst meine mehr oder weniger schlaun Ausreden und Panzerungen in Nichts auf – und öffnet meinen Sinn fürs wesentlich Wirkliche, in diesem Fall die Liebe zu einer Frau, als etwas Absolutes, an dem gemessen alles andere belanglos wird. Wie macht das die Musik? Sie gewinnt meine Sinne, betört mein Ohr, rührt zu Tränen. Die Botschaft selbst ist ja nicht wirklich neu. Dass wir eine Frau nicht verlassen sollen, das sagen alle, von der Bibel bis zu Hans Küng. Und irgendwie kapiere wir das ja auch. Warum handeln wir nicht danach? Weil es nur der dürre Verstand kapiert – und die Sinne was anderes wollen. Deshalb tobt in uns dieser ewige Kampf: zwischen der Moral (die das Gute will) und der Sinnlichkeit (die Lust will). In diesen Zwiespalt hinein erklingt die Musik – und befriedet mit ihrem verführerischen Klangzauber den Kampf, versöhnt die Gegner, verheiratet sozusagen das Gute und die Lust: Mimis himmlisch trostloser Gesang verwandelt meine Sinnlichkeit in Moral, meine Moral in Sinnlichkeit. Ich sehne mich danach, ein guter Mensch zu sein – nicht aus moralischer Pflicht, sondern aus ästhetischem Wohlgefallen: weil ich es plötzlich «schön» finde, gut zu sein.

Das nenne ich die Macht des Schönen in der Kunst. Sie spielt mit drei Einsätzen. Erstens entwaffnet mich das Schöne; gegen die Botschaft der Liebespflicht bin ich im Alltag mit allerlei spiessershaftem Kleinkram und Selbstgerechtigkeit bewaffnet; überfällt mich die Musik mit unerhörten Tönen, strecke ich die Waffen. Zweitens verführt mich das Kunstschöne – zur Wahrnehmung des «wahren Lebens»; ich höre ja nicht Töne, genau genommen höre ich nicht einmal Musik, ich höre, wie das Leben klingt, wenn es gelingt – und werde dem Reiz dieses gelungenen Lebens hörig. Drittens versöhnt das Schöne den internen Streit in mir; unter der Macht der Musik geraten Vernunft und Begierde in Gleichklang, fallen sich Moral und Sinnlichkeit in die Arme – ich laufe in menschliche Hochform auf.

Entwaffnen – verführen – versöhnen: in diesem Dreiklang wirkt das Schöne der Kunst. Wenn das keine Macht ist. Auch wenn ich gerne zugebe: Das Beispiel mit Puccini, Bohème, Mimi war ein bisschen schlitzohrig. Hier muss meine Theorie des Schönen einleuchten. Der berühmte Kuss der Muse halt, der mich vom Spiesser in den Geniesser verwandelt.

Das tönt hart an der Kitschgrenze. Aber nur, solange das Negative des Schönen versteckt bleibt: der Schrecken des Schönen. Entwaffnen, verführen, versöhnen – das lassen wir uns gefallen. Aber akzeptieren wir auch die Gefährdung durch das Schöne? Den Anschlag auf unsere sinnlichen Gewohnheiten, die Attacke auf unsere Alltagsverfassung. «Wer das Schöne angeschaut mit Augen, ist dem Tod schon anheimgegeben», sagte August von Platen, reichlich pathetisch, schliesslich stirbt selten ein Mensch am Anblick des Schönen. Aber etwas in uns stirbt durchaus: unsere sinnliche Routine. Wir bringen uns ja alle mit gehäuselten Augen und halbverstopften Ohren durch den Alltag. Da mag jede Stunde Anlass geben, unseren Blick zu justieren, unser Gehör zu schärfen. Mit permanentem Sinneswandel kann kein Mensch leben. Also richten wir uns notdürftig ein in den Klischees unserer Bilder, Weltbilder, Menschenbilder.

In diese Einrichtung schlägt das Schöne ein wie eine magische Macht aus einer fremden Welt. Das Betörende des Schönen ist zunächst gar nicht so schön. Eher unheimlich wie der Gesang der Sirenen für Odysseus, der sich die Ohren stopfen und an den Schiffsmasten binden liess, um der Musik nicht zu verfallen. Er wusste: Wenn ich dem Locken der fremden Töne nachgebe, ist es aus mit meinen Plänen, dann kehre ich nie in meine alte Welt und zu meiner guten Penelope zurück; dann kann mit mir alles passieren, dann kenne ich mich selbst nicht mehr, dann ist es aus mit meinen alten Gewissheiten und Sichtweisen.

Odysseus hatte recht. Und nach ihm kamen Tausende, die sich festbinden liessen, um vom Schönen nicht entwaffnet zu werden. Fast alles, was wir heute rückblickend so wunderschön finden, wurde zunächst aggressiv bekämpft: auch Johann Sebastian Bach, auch Paul Cézanne. Kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Doch wir sollten gelegentlich daran denken, wenn wir auf die neueste Kunst spucken. Das Schöne als Schrecken, das ist der Unterschied zwischen Kunst und Kitsch. Kitsch – zum Beispiel Rolf Knies Tigerchenaquarell – schmeichelt uns, ist Kuscheleerotik, wiegt uns in die wohlige Gewissheit, die Welt sei genau das, was wir immer schon von ihr erwartet hatten. Dagegen ist Kunst *Amour fou*, sie

verstört uns, mutet uns zu, alle Erwartungen über Bord zu werfen, die Welt im Licht der neuen Entdeckung zu sehen. Ein Zurück gibt es nicht. Das wusste Odysseus (wäre er den Sirenen hörig geworden, er wäre nie nach Ithaka zurückgekehrt), das wusste August von Platen (Wer das Schöne geschaut mit Augen, ist dem Tod anheimgegeben).

Da ich kein Dichter bin, darf ich es prosaisch sagen: Das Schöne ist ein Totalrisiko, wir verbrennen an ihm nicht nur die Finger. Warum mag ich es dann? Weil ich insgeheim die kleinen Misereen meiner Alltagsverfassung nur zu genau kenne, weil es mich gelüstet, wie Phöbus aus der eigenen Asche zu entsteigen, als der endlich optimale Ludwig Hasler. Darum die Lust auf Entwaffnung, Verführung, Versöhnung – trotz Verbrennungsschrecken.

Ich könnte diese These jetzt mit Ihnen durch die neuere Kunstgeschichte durch exerzieren: von Edouard Manet und Paul Cézanne (die uns den Blick geleert haben für die Turbulenzen der Moderne) bis zu Thomas Hirschhorn (der mit seinen Karton-Kiosken uns den kritischen Blick auf das geschleckte Design der Realität schult) ... Nein, ich will es gar nicht versuchen. Ich müsste dasselbe mit der Musik tun, auch mit der Literatur. Nur eine Episode: Arthur Miller, «Tod eines Handlungsreisenden», Uraufführung in Philadelphia. Das Drama handelt von einem Vertreter, dem die Direktion kündigte, weil er, mit fünfzig, ihr zu alt vorkam; Selbstmord. Kaum war der Vorhang gefallen, sah Miller einen vornehm gekleideten Herrn, der erregt auf seinen Begleiter einredete. Später vernahm er: Das war Bernhard Gimbel, der Chef der grössten Warenhauskette, er gab noch an diesem Abend die Anweisung, keinem Angestellten dürfe je wieder aus Altersgründen gekündigt werden.

Schluss damit. Ein einziges Beispiel möchte ich vorführen. Ein eher ausgefallenes. Hieroshi Sugimoto. Mein Lieblingsfoto: das Bild der New Yorker WTC-Türme, 1997 geschaffen. Ein schemenhaftes Schwarz-weiss-Foto, das bei Sotheby's zum Rekordpreis wegging. Weniger eine Abbildung der Twin Towers, eher eine Meditationstafel, die nichts zu erkennen gibt, sozusagen das Nichts zu sehen gibt. Es lenkt den Blick direkt ins Unendliche, in eine Sphäre, in der Himmel und Erde sich ineinander schieben, die Welt sich auflöst in einem Schleier von Grau. Sugimoto, der Meister einer Ästhetik der Unschärfe und Unbestimmtheit, wollte nicht die Gebäude zeigen, sondern die Vision des Architekten vor dem Baubeginn, dessen er-

sten Einfall, nur eine Form, noch frei von allen verzierenden Details und befreit von den notwendigen Lösungen der statischen Probleme. Alle Zugeständnisse an den Bauherrn sollten in der Unschärfe verschwinden – Sugimoto sprach sogar von «schmelzen». Seine Aufnahme aus dem Jahre 1997 erhält dadurch geradezu prophetische Züge. Aus der Absicht, einen Traum abzubilden, wurde am 11. September 2001 die Darstellung einer verblässenden Erinnerung. Plötzlich wirkt das Foto als vorweggenommener Abschied.

Ein Papier nur, sechzig auf fünfzig Zentimeter, kontrastarm, schwarz-weiss bloss – und aus welcher Tiefe macht es das Wesentliche fürs Auge sichtbar! Das Verschmelzen von Anfang und Ende. So erscheint das Geheimnis der Menschenwelt – jenseits der Worte, diesseits der Konventionen; es überfällt uns aus einer unbekanntenen Region und ist doch sinnlich gegenwärtig, rätselhaft befremdlich und anziehend zugleich; ein Geheimnis und doch unsere Welt, wir wollen sie meist nicht so sehen, doch insgeheim sind wir vertraut mit ihr. Das Bild zeigt uns die nebulösen Konditionen alles Menschlichen, das Aufstreben menschlicher Genialität und die Vergeblichkeit alles Irdischen.

Sugimoto – ein Name, ein Bild nur. Nicht annähernd so herzerweichend wie Puccinis Mimi. Doch ähnlich bedrohend, entwaffnend, verführend, versöhnend. Ganz nach Friedrich Schillers Programm einer «ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts». Das geht nämlich so: Seit Beginn der Neuzeit glauben die Menschen an den Fortschritt statt an Gott. Ganz ohne Götter aber verkümmern sie. Deshalb tritt die Kunst an die Stelle der Religion: als Agentur fürs Schöne. Die Welt des Schönen soll vereinen, was Zivilisation und Technik entzweien: Sinnlichkeit und Moral, Freiheit und Notwendigkeit, Gesellschaft und Natur. Das Schöne soll den «Weg zum Kopf ... durch das Herz» frei halten, damit der Fortschritt nicht stur rational vorangeht und alles verbraucht, was das Herz erfreut. Durch das Schöne der Kunst sollen die Menschen aus ihrer Vereinzelung heraus- und in einen Zusammenhang hinein geraten, der grösser ist als sie: in eine Welt, wo Geist und Körper, Seele und Wirklichkeit zusammen spielen.

Nach so viel höherer Kultur jetzt noch kurz und abschliessend zur Erholung:

Satz III

Mensch, wie schön das Auto ist! Zur Ästhetik des Brauchbaren.

Ein Rennwagen sei schöner als die Venus von Milo, sagten schon die Futuristen um 1930. Das war damals eine Provokation. Heute ein Gemeinplatz. Die Grenze verschwimmt zwischen schönen Körpern, schöner Kunst und schönen Industrieprodukten. Derselbe Glamour beleuchtet Körper, Kunst, Konsumartikel. Teure Autos wirken unglaublich sinnlich – schöne Frauen unsäglich kostbar. Fällt das Schöne der Warenästhetik zum Opfer?

Mal sehen. Die Frage ist: Was macht nützliche Dinge schön? Ein Feuerzeug, eine Uhr, einen Füllfederhalter, eine Bohrmaschine, eine Stereoanlage, ein Kleid, ein Auto ... Früher sagte man: die Auserlesenheit des Materials plus reiche Verzierung, Ornament, Dekor. Seit dem 20. Jahrhundert sagt man: die Funktion, die zweckmässige Form; für Le Corbusier zum Beispiel war ein Ding schön, wenn es «sans ambiguïté» ist, also eindeutig.

Ich will darüber nicht streiten. Doch für mich ist das Gebrauchsschöne entschieden mehrdeutig. Zurück zum Auto. Ich habe mal einen alten Jaguar gekauft, Jahrgang 1964. Den fand ich «schön». Warum? Zunächst war er eine Augenweide: luxuriöse Form, edle Materialien. Sodann zog er göttlich an und schwebte sozusagen über die Strassen, nicht ganz lautlos, doch dieser dunkle, leise Ton klang wie Musik. Schliesslich war da jeder denkbare Komfort, beim Einsteigen, beim Sitzen, beim Steuern, beim Ausblick ... Noch einmal: Warum fand ich ihn «schön»? Nicht weil er gefällig zu beschauen war. Nicht weil er funktional gut zu benutzen war. Sondern: Weil er zum Gefallen an seiner Benutzung diente. Weil er die Lust am Gebrauchen steigerte. Weil er das Brauchen zur Nebensache machte. Er erhob das Fahren, normalerweise ein Mittel zum Zweck, zum Selbstzweck: Kaum sass ich in ihm, fühlte ich mich unbeschreiblich menschlich. Das erlesene Lederpolster, Mahagony vor mir, die Bar hinter mir – das Auto

verwöhnte mich, verwandelte mich, veredelte mich, animierte meine Sinne, kultivierte meinen Tempotrieb, zivilisierte meine Höflichkeit... Ich war Mensch, geriet in Hochform.

Bis ich nach einem halben Jahr bei jeder Tankstelle auf der Autobahn zwei Liter Öl nachgiessen musste, es zeigte sich, der Wagen war völlig durchgerostet. Da fand ich ihn nicht mehr «schön», obwohl er noch genau so prächtig aussah. Das ist der Unterschied zum Kunstschönen. Kunst muss nicht funktionieren, das Gebrauchsding schon. Nützliche Dinge sind nicht neben ihrer Funktion schön, sie sind schön, weil und solange sie die ästhetische Lust am Benutzen wecken. Weil sie den Gebrauch zum sinnlichen Genuss erhöhen. Das Alltagsschöne und der Genuss. Der wahre Genuss bringt uns zu uns selber. Deshalb braucht er Zeit. Der schnelle Esser sieht nichts, hört nichts, verschlingt die Speisen, berührt sie nur mit den Lippen und der Zungenspitze, fühlt bloss die gröberen Reize wie süss oder salzig. Der Geniesser nimmt sich die Zeit, legt wert aufs anregende Ambiente, wählt das taktil angenehme Besteck, lässt den Goût der Speisen im Gaumen sich entfalten. Genau so verhält sich der Geniesser zu den Stoffen, den Kleidern. Für ihn ist der «schöne» Stoff nicht bloss gefällig anzuschauen, er muss seiner Haut schmeicheln, ja, sein Geräusch schon soll ihn verführen.

Nun kann man natürlich fragen: Haben wir nichts Besseres zu tun, als teure Stoffe zu kaufen? Weihnachten naht, und damit der Bittbrief von Unicef. Da steht der Geniesser wieder vor dem alten Dilemma: Darf er ein feines Halstuch kaufen, wenn für den Preis zwei afrikanische Waisenkinder ein Vierteljahr Nahrung und Unterkunft finden können? Allgemeiner gefragt: Darf es mir gut gehen, wenn es andern schlecht geht? Im Widerspruch zwischen Moral und Schönheit muss sich der Geniesser verteidigen. Das beste Argument dazu ist: Wie soll ich andere erfreuen, wenn ich mich meiner eigenen Existenz nicht freue? Wem nützt es, wenn ich in Lumpen gehe und billigen, schlechten Wein trinke? Nur wer sich in der eigenen Haut wohl fühlt, gewinnt eine Zärtlichkeit für die Haut der andern. Wer den Champagner genießt, sich am Duft der Rosen betäubt, sich an der Eleganz der Kleider erfreut, empfindet eine Sympathie mit dem Leben, auch für alles andere Leben, spürt ein Verlangen, alles um ihn herum zum Blühen zu bringen. Nur wer sich selbst in sinnlicher Hochform erlebt, kann andere in Form bringen.

So schliesst sich die Kluft zwischen dem Schönen und der Moral. Der

Genuss des Schönen kultiviert den Respekt vor Dingen und Menschen. Der Geniesser ist der wahre Gentleman. Ein Gentleman aber ist, sagen die Briten, ein Mensch, der die Butter auch dann mit dem Buttermesser nimmt, wenn er ganz alleine speist. Das ist kein Snobismus; es ist Ausdruck einer Zärtlichkeit zu den Dingen.

Zum Schluss muss ich noch mein Lieblingszitat loswerden. Es stammt von Oscar Wilde, diesem sensationellen Exzentriker. Er wurde einmal gefragt: Mister Wilde, warum, glauben Sie, ist Amerika ein derart gewalttätiges Land? Darauf Wilde: Weil die Amerikaner so hässliche Tapeten haben. Eine sagenhafte Antwort. Der Mensch an sich ist indifferent. Er entwickelt sich durch Anpassung an Aussenreize. Also kommt alles auf die Qualität der Aussenreize an. «Tapete» ist der Sammelbegriff für Aussenreize, das Design der Kleidung und der Wohnung, der Musik und der Alltagsdinge, der Kunst und des Arbeitsplatzes. Wirkt diese Tapete hässlich, werden wir dumm, stumpfsinnig, böseartig. Wirkt die Tapete jedoch schön, werden wir hellwach, scharfsinnig, liebenswürdig. – Was muss ich mehr sagen zur «Macht des Schönen»?

Tapetenwechsel: Genug geredet – jetzt wollen unsere Sinne auf ihre Kosten kommen.